

Zur Inszenierung von Interkulturalität in Stefanie Zweigs Roman *Nirgendwo in Afrika*¹

Boaméman Douti

Abstract

Nowadays, we live in a more and more global world in which cultural contacts are frequent. These contacts create voluntarily or involuntarily cultural mixtures that literary works reflect under various forms. The present contribution makes an intercultural reading of the novel ›Nirgendwo in Afrika‹ of the German writer Stefanie Zweig. Published in 1995, this novel is about governance in the ›Nazi‹ period. The novel tells the story of a German family with Jewish origin exiled in Kenya. The encounter between German culture and the Kenyan culture creates a mutual cultural influence. Our contribution analyses how Zweig represents this mutual cultural influence in her novel.

Title: The illustration of interculturality in ›Nirgendwo in Afrika‹ by Stefanie Zweig

Keywords: globalization; culture; mixture; interculturality; hybridity

1. Einleitendes

Der Begriff der Interkulturalität wird im Zeitalter der Globalisierung, in dem »Kulturen [...] sich [...] immer im gegenseitigen Kontakt und Austausch« (Blioumi 2002: 39) befinden, in den meisten Disziplinen verwendet, um diese Kontakte und die daraus entstandenen neuen kulturellen Verhältnisse zu benennen und zu analysieren. Im *Taschenlexikon Interkulturalität* definiert Barmeyer (2012: 81) den Interkulturalitätsbegriff folgendermaßen: »Interkulturalität [ist

1 Im Folgenden wird aus dieser Ausgabe zitiert: Zweig, Stefanie (2⁸2000): *Nirgendwo in Afrika*. München.

ein; B.D.] gegenseitiger Prozess des Austausches, der Interaktion, der Verständigung [...] und des Wandels, der dann relevant wird, wenn Kulturen auf der Ebene von Gruppen, Individuen und Symbolen in Kontakt miteinander kommen [...].«

In demselben Zusammenhang definiert Földes (2009: 512) das Konzept der Interkulturalität als »ein dynamisches [...] Konzept, das sich auf [...] Folgen einer Interaktion zwischen Kulturen richtet«. Diese Interaktion, schreibt Földes (ebd.) weiter, »ist sowohl die Berührung als auch Austausch und Vermittlung zwischen verschiedenen kulturellen Horizonten«. Beide Bestimmungen des Interkulturalitätsbegriffs weisen implizit darauf hin, dass es zunächst eine Wanderung der Kulturen und Menschen gibt, die sich dann miteinander treffen und in Interaktion miteinander treten. Ich gehe in meinem Beitrag von einem Verständnis der Interkulturalität als Interaktion der Kulturen in einer Kontaktsituation aus.

Dass interkulturelle Elemente im literarischen Œuvre von Stefanie Zweig, einer Autorin mit Migrationshintergrund, auftauchen, ist sicherlich nicht überraschend. Ihr Roman *Nirgendwo in Afrika*, der zum ersten Mal 1995 im Langen Müller Verlag erschien, schildert eine Interaktion zwischen unterschiedlichen aufeinandertreffenden Kulturen. Er erzählt die Geschichte von den Redlichs, einer jüdischen Familie aus Oberschlesien, die sich 1938 vor der antisemitischen nationalsozialistischen Politik nach Kenia rettet. Bezeichnend für diesen Roman ist die Art und Weise, wie Zweig das Zusammentreffen verschiedener Kulturen und deren wechselseitige Beeinflussung erzählt. Der Anwalt Dr. Walter Redlich hat im Deutschen Reich Berufsverbot. Er flieht mit seiner Familie nach Kenia. Dort versucht er, auf der Farm in Rongai zu (über-)leben. Die Familie muss sich an die Lebensweise der Einheimischen anpassen und sich entsprechend sozialisieren und integrieren. Die Tochter des Anwalts, Regina, verfällt dem Zauber Afrikas, lernt die Sprachen der Einheimischen und wird in deren Sitten und Gebräuche eingeweiht. Einige Monate nach der Ankunft der Redlichs in Rongai wird Regina zu einer britischen Kolonialschule geschickt. Dort wird sie als beste Schülerin ausgezeichnet. Ihr Vater Walter Redlich geht in die Armee der britischen Kolonialmacht in Kenia und wird dort zum Sergeant befördert. Zweig bearbeitet in diesem Roman die Begegnung von drei Kulturen, nämlich der kenianischen, der deutschen und der englischen Kultur, die sich gegenseitig beeinflussen. Mir geht es im vorliegenden Aufsatz darum, diesem gegenseitigen Einfluss in der Figurenkonstellation und in der Schreibweise des Romans gerecht zu werden.

2. Gegenseitiger Einfluss der Kulturen

Wie bereits erwähnt, bearbeitet Zweig in *Nirgendwo in Afrika* die Begegnung der deutschen Kultur mit der kenianischen und englischen Kultur. Diese Begegnung erzeugt eine wechselseitige Bereicherung zwischen der deutschen und der kenianischen Kultur einerseits und der deutschen und der englischen Kultur andererseits. Der Leser verfolgt das Geschehen aus der Perspektive eines Er-Erzählers. Dieser vermittelt dem Leser die Verhaltensweisen und die Wertvorstellungen seiner kenianischen, deutschen und englischen Figuren ebenso wie ihre interkulturellen Beziehungen. Dabei stellt er den Umgang der Redlichen mit der kenianischen und der englischen Kultur in den Mittelpunkt seiner Beobachtungen. Die interkulturelle Verständigung fungiert als Voraussetzung für die gegenseitige Bereicherung zwischen den aufeinandertreffenden Kulturen. Dabei spielt die Sprache als kulturelles Element und Kommunikationsmittel eine wichtige Rolle. Im ersten Kapitel macht Walter eine Anspielung auf die Wichtigkeit des Erlernens von Fremdsprachen. In einem Brief an seinen Vater schreibt Walter:

Denk bloß nicht, daß es ein Fehler war, mich studieren zu lassen. Das scheint nur so im Augenblick. Wie lange mag es wohl dauern? Mein Chef, der nicht auf der Farm, sondern in Nairobi lebt, hat eine Menge Bücher im Schrank. Darunter die Encyclopaedia Britannica und ein lateinisches Wörterbuch. Ich könnte also hier [...] gar nicht Englisch lernen, wenn ich nicht Latein gelernt hätte. So aber kann ich mich bereits über Tische, Flüsse, Legionen und Kriege unterhalten und sogar sagen: »Ich bin ein Mann ohne Heimat.« Leider klappt das nur in der Theorie, denn hier auf der Farm sind nur Schwarze, und die sprechen Suaheli und finden es furchtbar ulkig, daß ich sie nicht verstehe. (Zweig 2000: 13)

Aus dieser Passage geht hervor, dass Walter als Migrant in Kenia Suaheli und Englisch lernen muss, wenn er sich mit den dort herrschenden englischen Kolonialherren und den einheimischen Schwarzen verständigen und austauschen will. Diese Erkenntnis kommt noch deutlicher in einem anderen Brief Walters an seine Tochter Regina zum Ausdruck. Darin beschreibt Walter seinen Alltag auf der Farm in Rongai und informiert seine Tochter, dass es viele einheimische Kinder auf der Farm gibt, mit denen sie spielen kann, wenn sie nach Rongai kommt. Um mit diesen Kindern spielen zu können, so Walter weiter, müsse Regina deren Sprache lernen:

Meine liebe Regina!

Heute bekommst du einen eigenen Brief, weil dein Papa so glücklich ist, daß er Dich bald wiedersehen wird. Du mußt jetzt besonders artig sein, abends immer beten und Mama helfen, wo du nur kannst. Die Farm, auf der wir alle drei leben werden, wird Dir bestimmt gefallen. Es sind nämlich sehr viele Kinder hier. Du mußt nur ihre Sprache lernen, ehe du mit ihnen spielen kannst. (Ebd.: 21)

Walter verwirklicht diesen Vorschlag für sich selbst, indem er die Sprachen der Einheimischen lernt. Bevor seine Familie ihm nach Kenia folgt, erklärt er Jettel, seiner Frau, in einem Brief, wie er bei seinem Diener Owuor Suaheli lerne. Er zeige auf Gegenstände und Owuor nenne ihm die gezeigten Gegenstände mit Namen auf Suaheli:

Um mit den Menschen auf der Farm zu reden, muß man Suaheli lernen. Da hat es der liebe Gott mal ausgesprochen gut mit uns gemeint. Suaheli ist eine sehr einfache Sprache. Ich konnte kein Wort, als ich nach Rongai kam, und jetzt bin ich schon soweit, daß ich mich [...] mit Owuor verständigen kann. Er findet es wunderbar, wenn ich auf Gegenstände zeige und er mir dann die Dinge beim Namen nennen darf. (Ebd.: 16)

An anderer Stelle erfährt der Leser, dass Walter die Denkweise der Einheimischen übernommen hat (vgl. ebd.: 107f.). Die Figur Walter übernimmt die kulturellen Werte wie die Sprache und die Mentalität der Einheimischen. Im Gegenzug bringt er seinem Diener Owuor die deutsche Sprache bei. In einem Brief an seine Familie schreibt Walter, dass er seinem Diener deutsche Lieder beigebracht hat:

Süßkind behauptet immer, ich hätte genau den Humor, um in diesem Land zu bestehen. Ich fürchte, er verwechselt da einiges. Übrigens würde Wilhelm Kulas hier große Karriere machen. Mechaniker nennen sich Ingenieure und finden schnell Arbeit. Wenn ich jedoch behaupten würde, ich sei zu Hause Justizminister gewesen, würde mich das auch keinen Schritt weiterbringen. Dafür habe ich meinem Boy beigebracht, ›Ich hab' mein Herz in Heidelberg verloren‹ zu singen. (Ebd.: 22f.)

An einer anderen Textstelle vermittelt der Erzähler dem Leser, dass Walter seinem Diener Owuor die Begrüßung auf Deutsch beigebracht hat, womit er dann auch die Gäste empfängt (vgl. ebd.: 136). Obwohl diese Begrüßung nur dazu dient, Walters Gäste freundlich zu empfangen, bereichert sie das

Sprachvermögen von Owuor. Am Ende des Romans kommentiert der Erzähler den Abschied der Familie Redlich von Owuor. Dabei tritt er gewissermaßen hinter eine Diskussion zwischen Owuor und Walter zurück und lässt Owuor für den Leser seine interkulturellen Erfahrungen bei der Familie Redlich zusammenfassen. Owuor gibt dem Leser zu verstehen, dass Walter ihm viele deutsche Worte beigebracht habe: »Bwana, mein Kopf kann dich nicht vergessen. Ich habe so viele Worte von dir gelernt.« (Ebd.: 361) Obwohl dem Leser nicht klar gemacht wird, ob Owuor mit den Redlichs fließend Deutsch sprechen kann, erkennt man in dieser Passage, dass er sich durchaus deutsche Sprachkenntnisse bei ihnen angeeignet hat.

Außerdem tritt Walter in die Armee der britischen Kolonialherren in Kenia ein, lernt dort Englisch und lehrt die Engländer im Gegenzug die deutsche Sprache. Walter kommt in Kenia ohne englische Sprachkenntnisse aus. Er wünscht sich aber sehr, Englisch zu können, um mit Regina, die die englische Schule besucht, Englisch sprechen zu können:

Einen Augenblick lang, während er sich noch gegen die Geräusche des anbrechenden Tages taub machte, stellte sich Walter vor, er würde, wenn er Englisch gelernt hätte, nie mehr mit Regina Deutsch sprechen. (Ebd.: 193)

Am Ende des vierzehnten Kapitels kehrt Walter von der britischen Armee zurück und erzählt Regina von seinen Erfahrungen. Dabei spricht er Englisch mit ihr und gibt ihr zu verstehen, dass er einem englischen Kameraden beigebracht habe, ein Lied auf Deutsch zu singen. Es heißt dort:

- ›Papa‹, sagte sie [Regina; B.D.] endlich, und dann stürzten die Worte, die sie hatte einsperren wollen, doch wie schwere Steine aus ihrem Mund: ›Haben sie dich rausgeschmissen?‹
- ›Nein‹, sagte Walter [...], ›King George ist sehr zufrieden mit mir. Er hat mich extra gebeten, dir das zu sagen.‹ Ganz leicht klopfte er auf den Ärmel seines steif gestärkten Khakihemdes. Dort leuchteten zwei Streifen aus weißem Leinen.
- ›Du bist Corporal geworden‹, staunte Regina. [...]
- ›Corporal is bloody good for a fucking refugee‹, sagte Walter.
- ›You are speaking English, Daddy‹, kicherte Regina. [...]
- ›Du erinnerst dich noch an Sergeantmajor Pierce?‹ [...]
- ›[R]at mal, was ich ihm beigebracht habe! Er kann jetzt Lilli Marleen auf Deutsch singen.‹ (Ebd.: 220f.)

Dass Walter Englisch spricht und seinem englischen Kameraden beibringt, »Lilli Marleen« auf Deutsch zu singen, ist ein Zeichen dafür, dass die Begegnung von Walter mit den Briten wechselseitigen kulturellen Einfluss erzeugt.

Die Bereicherung der Redlichs durch die kenianische Kultur lässt sich darüber hinaus in der Beziehung zwischen Regina und Owuor veranschaulichen. Der Leser erfährt, wie Owuor zur Identitätsbildung Reginas beigetragen hat. Regina kommt als kleines, schüchternes Mädchen nach Kenia. Ihren ersten Kontakt mit Owuor präsentiert der Erzähler als eine fruchtbare Begegnung, die es ihr ermöglicht, sich zu entwickeln:

›Toto‹, lachte Owuor, als er Regina aus dem Auto hob. Er warf sie ein kleines Stück dem Himmel entgegen, fing sie wieder auf und drückte sie an sich. [...] Der herrliche Duft, der Owuors Haut entströmte, roch wie Honig, verjagte Angst und ließ ein kleines Mädchen zu einem großen Menschen werden. Regina machte ihren Mund weit auf, um den Zauber besser schlucken zu können, der Müdigkeit und Schmerzen aus dem Körper trieb. Erst spürte sie, wie sie in Owuors Armen stark wurde, und dann merkte sie, daß ihre Zunge fliegen gelernt hatte.

›Toto‹, wiederholte sie das schöne, fremde Wort. (Ebd.: 29)

Auffällig ist hier der positive Einfluss von Owuor auf Regina. Dass der Erzähler seine Figur Regina das von Owuor ausgesprochene Wort »Toto« wiederholen lässt, zeigt, dass die Beeinflussung vor allem auf kultureller Ebene stattfindet. Im Laufe der Geschichte werden die kulturellen Erfahrungen von Regina in den Mittelpunkt ihrer Beziehung zu Owuor gestellt. Owuor bringt Regina die Sprachen ebenso wie die Sitten und Gebräuche der Einheimischen bei. Regina lernt bei Owuor die Sprachen der Einheimischen »so gut und schnell, daß sie sehr bald von den Menschen besser verstanden wurde als ihre Eltern« (ebd.: 34). Um dem Leser zu beweisen, dass Regina die Sprache der Einheimischen einwandfrei beherrscht, lässt der Erzähler sie und Owuor oft auf Jaluó reden. Am Ende des fünften Kapitels erfährt der Leser aus der Perspektive von Walter, wie Regina mit Owuor fließend Jaluó spricht:

Regina stand vor der Tür. Sie schrie einige Male und immer lauter Owuors Namen, sprang an ihm hoch, während Rummler ihre nackten Beine ableckte, befreite ihre Kehle und schnalzte mit der Zunge. Auch als Owuor sie zurück auf die Erde stellte und sie sich zu dem Hund hinabbeugte [...], hörte sie nicht zu reden auf.

›Regina, was laberst du da dauernd? Ich verstehe kein Wort.‹

- ›Jaluo, Papa. Ich rede Jaluo. Wie in Rongai.«
 ›Owuor, hast du gewußt, dass sie Jaluo kann?‹
 ›Ja, Bwana. Das weiß ich. Jaluo ist doch meine Sprache.« (Ebd.: 89)

Regina hat nicht nur Jaluo gelernt, sondern auch Kikuyu. An einer anderen Stelle des Romans werden dem Leser die Kenntnisse von Regina in Kikuyu folgendermaßen geschildert:

Auf dem Markt verliebte sich Regina in Nairobi und in Chepoi. Zunächst wurde sie seine Geschäftspartnerin und später seine Vertraute. Weil sie Kikuyu sprach, konnte sie noch besser mit den Männern an den Marktständen handeln als er, der Nandi, der auf Suaheli angewiesen war. (Ebd.: 217f.)

Ferner ist zu lesen:

Der Dampf von der Lokomotive hüllte das kleine hellgelbe Haus vom Stationmaster in einen feuchten, weißen Schleier. Selbst der Hibiskus an den Mauern verlor seine Farbe.

Alte, abgemagerte Kikuyufrauen mit [...] schweren Bananenstauden auf dem gekrümmten Rücken klopfen an die Fenster. Ihre Nägel droschen den gleichen Klang wie Hagelstücke auf einem leeren Wassertank. Wollten die Frauen Geschäfte machen, mußten sie ihre Bananen verkaufen, ehe der Zug weiterfuhr. [...] Regina machte eine weit ausholende Bewegung mit der rechten Hand, um anzudeuten, dass sie kein Geld hatte, aber die Frauen verstanden sie nicht. Da zog sie das Fenster herunter und rief laut auf Kikuyu: ›Ich bin arm wie ein Affe.« (Ebd.: 243)

Außerdem bringt Owuor Regina eine traditionelle Technik bei, die es ihr ermöglicht, Ereignisse und Besuche vorherzusagen. Sie besteht darin, sich flach und regungslos auf die Erde zu legen und ihr die Geräusche zu entlocken, deren Sinn man selbst entschlüsselt. Diese Technik erscheint im Roman als ein Wissen der oral tradierten Kultur der Einheimischen. Regina übernimmt diese Technik und verwendet sie oft im familiären Kreis, um ihren Eltern Besuch vorherzusagen. Walter hat ein Radio aus Deutschland mitgebracht, das ihm als einzige Informationsquelle auf der Farm in Rongai dient. Wenn die Batterie des Radios erschöpft ist, bittet er Regina, sich auf die Erde zu legen, um ihn über die Neuigkeiten zu informieren. Im dritten Kapitel sagt Walter zu seiner Tochter Folgendes:

- ›[Das Radio ist; B.D.] mausetot. Jetzt können nur noch deine Ohren wissen, was es Neues gibt. Also leg dich auf die Erde und erzähl mir was Schönes.«

Freude und Stolz machten Regina schwindlig. Nach dem kleinen Regen hatte Owuor ihr beigebracht, sich flach und regungslos hinzulegen, um der Erde ihre Geräusche zu entlocken. Seitdem hatte sie oft Süßkinds Wagen gehört, ehe er zu sehen war, doch ihr Vater hatte ihren Ohren nie geglaubt, immer nur böse ›Quatsch‹ gesagt und sich noch nicht einmal geschämt, wenn Süßkind tatsächlich gekommen war, nachdem sie ihn angekündigt hatte. (Ebd.: 54)

Aus diesen Ausführungen kann man ableiten, dass die kulturelle Identität der Redlichen in einem interkulturellen Kontext zu begreifen ist. Diese Identität ergibt sich aus »Mischung zwischen Eigenem und Fremdem« (Hofmann/Patrut 2015: 7). Im Folgenden gehe ich auf diesen Punkt ein.

3. Vermischung der Kulturen als Resultat der Wechselwirkung

In ihren Untersuchungen zur Begegnung von deutscher und kenianischer Kultur in der deutschsprachigen Literatur schreibt Augart (2014: 150) Folgendes: »[Die deutschsprachigen; B.D.] Romane mit Kenia-Bezug, die vorwiegend in der Unterhaltungsliteratur zu verorten sind, thematisieren [...] Kulturmischungen.« Der Roman *Nirgendwo in Afrika* bietet ein Beispiel dafür. Die Kulturmischungen werden in diesem Roman durch die Hauptfigur Regina inszeniert. Regina kommt als sechsjähriges deutsches Mädchen in Kenia an. Dort eignet sie sich, wie bereits erwähnt, bei den Einheimischen die kenianische Kultur an. Sie richtet sich nach den durch Owuor vermittelten kulturellen Normen. Der Erzähler gibt eine Diskussion zwischen Regina und Professor Gottschalk folgendermaßen wieder:

›Freust du dich auf Deutschland?‹, fragte der Professor.

›Ja‹, sagte Regina und kreuzte rasch ihre Finger, wie sie es als Kind von Owuor gelernt hatte, um den Körper vor dem Gift einer Lüge zu schützen, die der Mund nicht mehr hatte halten können. (Zweig 2000: 310)

Dass Regina sich die kulturellen Besonderheiten der Einheimischen zu eigen macht, ist ein Beweis dafür, dass sie in dieser Kultur verwurzelt ist. Regina identifiziert sich mit den Einheimischen, sie ist eine Jaluo. Ein Freund Walters namens Oha diskutiert mit Regina:

›Bist eine kleine Kikuyu, Madamche‹, erkannte Oha, ›immer schön wortklaubersch. Du würdest eine schöne Juristin abgeben, aber das wird dir das Schicksal hoffentlich nicht antun.‹

›Nein, nicht Kikuyu‹, widersprach Regina, ›ich bin Jaluo.‹ Sie schaute zu Owuor und fing den kleinen schnalzenden Ton auf, den nur sie beide hören konnten. (Ebd.: 137)

Regina glaubt als eine Jaluo an den Gott der Einheimischen namens Mungo (vgl. ebd.: 254). Diese Beispiele zeigen zur Genüge, wie Regina in der Kultur der Einheimischen verwurzelt ist. Zudem besucht sie die englische Schule erst in Nakuru und dann in Nairobi, wo sie die englische Sprache und Literatur lernt. In der Schule wird sie als beste Schülerin ausgezeichnet (vgl. ebd.: 99). Regina interessiert sich besonders für englische Gedichte, denn laut Regina sind Gedichte das, was man besser besitzt, wenn man alles verliert:

›Ich habe gern [...] Gedichte [...]. Ich brauche Gedichte.‹

›Wozu?‹

›Vielleicht‹, erklärte Regina, ohne zu merken, daß sie ihre Stimme auf Safari geschickt hatte, ›muß ich mal ins Gefängnis. Dann werden sie mir alles fortnehmen. Meine Kleider, mein Essen und meine Haare sind dann weg. Sie werden mir auch keine Bücher geben, aber die Gedichte werden sie nicht bekommen. Die sind in meinem Kopf. Wenn ich traurig bin, werde ich mir meine Gedichte sagen.‹ (Ebd.: 130f.)

Was Regina an dieser Stelle explizit zum Ausdruck bringt, ist ihre Verwurzelung in der englischen Kultur. Indem sie die englischen Gedichte auswendig lernt, verinnerlicht sie die englischen Wertvorstellungen und Normen und sozialisiert sich dadurch in der englischen Kultur.

Anhand dieser Ausführungen versteht man, dass Regina drei verschiedenen Kulturen angehört: der deutschen, der kenianischen und der englischen. Dies macht aus Regina eine hybride Figur. In ihrer Untersuchung über das Exil der Familie Redlich in Kenia hebt Bourcet-Salenson (vgl. 2008: 22) hervor, dass Familie Redlich eine interkulturelle Identität im Gastland entwickelt. Einen ähnlichen Ansatz verfolgt Djoufack (2004) in seiner Analyse des Romans *Nirgendwo in Afrika*. Dabei unternimmt er den Versuch, den interkulturellen Lernprozess von Regina nachzuzeichnen. Dazu setzt er sich mit den kulturellen Erfahrungen Reginas im Umgang mit dem Koch der Familie Redlich, Owuor, sowie mit ihren Erfahrungen in der englischen Schule auseinander und kommt zu dem Schluss, dass Regina in Kenia eine hybride

Identität entwickelt, denn sie mache sich die deutsche, die kenianische und die englische Kultur zu eigen. Diese drei Kulturen seien vertraute Teile ihres Subjekts. Die hybride Identität von Regina mache sie zum Prototyp der von Homi Bhabha beschriebenen postkolonialen Subjekte, die in einem kulturellen ›dritten Raum‹ handelten (vgl. ebd.: 45-64).

Damit der Leser wahrnimmt, dass die deutsche, die englische und die kenianische Kultur Regina vertraut sind, lässt der Erzähler sie dem Leser im achten Kapitel des Romans ihre mehrsprachigen Fähigkeiten darstellen. In einer Diskussion mit Mr. Brindley, dem Direktor der englischen Schule von Nakuru, sagt Regina:

- ›Owuor ist von Rongai nach Ol´ Joro Orok gelaufen. Mit unserem Hund. Er konnte nur kommen, weil ich Jaluo kann.‹ [...]
- ›Owuors Sprache‹ [...]. ›Owuor hat nur mich auf der Farm. Alle anderen sind Kikuyus. [...]‹ [...]
- ›Du liebst deinen Vater sehr, nicht wahr?‹
- ›Ja, Sir. Und meine Mutter auch.‹
- ›Deine Eltern werden sich freuen, wenn sie dein Zeugnis sehen und deinen guten Aufsatz lesen.‹
- ›Das können sie nicht, Sir. Aber ich werde ihnen alles vorlesen. In ihrer Sprache. Die kann ich auch.‹ (Zweig 2000: 103f.)

Regina zeigt hier, dass sie Deutsch, Jaluo und Englisch kann, und erhebt dadurch den Anspruch auf ihre hybride Identität.

Oft wird der Leser damit konfrontiert, dass die Figur Regina einen gemischten Sprach-Code verwendet, indem sie innerhalb einer einzigen Aussage vom Deutschen ins Englische oder vom Deutschen ins Jaluo wechselt. Einzelwörter aus der englischen Sprache oder aus Jaluo werden in die deutsche Sprache eingebaut. Hierzu führe ich einige treffende Beispiele an. Regina kehrt ins Internat in Nakuru zurück. Walter zieht in die Armee der britischen Kolonialmacht in Kenia ein und Jettel hält sich einsam im Hotel Nakuru mit einer schwierigen Schwangerschaft auf. Um ihrer Mutter Mut zuzusprechen, schickt Regina ihr Briefe. Darin mischt Regina oft Deutsch mit Englisch. Der Erzähler kommentiert diese Briefe folgendermaßen:

Fast täglich trafen im Hotel kurze, in unbeholfenem Deutsch geschriebene Briefe ein. Die Fehler und die ihr unverständlichen englischen Ausdrücke bewegten Jettel noch mehr als die in Blockschrift gemalte [sic!] Bitten um Briefmarken. ›Du musst take care von dir‹, stand am Anfang von jedem Brief, ›that

du nicht grang wirst.« Fast immer schrieb Regina: »Ich will dir besooken, aber ich erlaube es nicht. Wir sind hier soldiers.« Der Satz: »Ich freue mir auf das baby«, war stets mit roter Tinte unterstrichen, und oft hieß es: »Ich make wie Alexander the Great.« (Ebd.: 125)

Einige Seiten später diskutiert Regina mit ihrer Mutter. Dabei formuliert sie den folgenden Satz: »Ich bin auf dem Weg zur Church [...].« (Ebd.: 128) Oder:

»Nobody hatte Angst.« [...]

»Du warst auch nicht in der Boarding School.« Jettel versuchte, sich ihre Trauer nicht anmerken zu lassen, als sie in die Wirklichkeit zurückgeholt wurde. Sie stand auf und umarmte Regina. »Was ist«, fragte sie verlegen, »wenn die merken, daß du weggelaufen bist? Bekommst du keine Strafe?«

»Doch, aber, I don't care.« [...] »[...] Es macht mir nichts aus.« (Ebd.: 130)

Ferner liest man noch: »Es war enough.« Zu spät merkte Regina, daß sie das deutsche Wort nicht rechtzeitig gefunden hatte.« (Ebd.: 280) Die Mischung von Deutsch mit Jaluó kommt in der folgenden Antwort Reginas zum Ausdruck. Als eine andere Figur Regina fragt, ob sie einen Vater habe, antwortet sie folgendermaßen: »Ja. Er ist Askari in Nakuru.« (Ebd.: 218) Ferner wendet Regina sich an ihren kleinen Bruder Max: »Weißt du, Askari«, sagte Regina und sprach mit ihrem Bruder das schöne weiche Jaluó, so wie es Owuor und Chebeti taten [...].« (Ebd.: 304) Der Vater von Regina vermischt auch ab und zu Deutsch mit Englisch oder Deutsch mit Jaluó. Im fünften Kapitel gibt der Erzähler folgende Aussage von Walter wieder: »Die Memsahib hat in Ol' Joro Orok keinen Koch.« (Ebd.: 88) Ferner spricht Walter mit seinem Hund wie folgt: »Komm mit, du son of a bitch.« (Ebd.: 238)

Durch die hybride kulturelle Identität der Figuren ihres Romans will die Autorin für die »Akzeptanz der Vielfalt und Hybridität unterschiedlicher, auch gegensätzlicher Kulturen« (Lützelner 2005: 38), die im heutigen Zeitalter der Globalisierung unabwendbar geworden ist, plädieren. In der Auseinandersetzung der Familie Redlich mit der kenianischen Kultur reflektiert der Roman die Möglichkeit eines gelungenen Umgangs mit dem Fremden. Dadurch will die Autorin den Leser für einen konfliktschonenden Umgang mit den Anderen sensibilisieren. Ein friedlicher Umgang mit dem Fremden ist meines Erachtens die Grundlage für ein Zusammenleben und einen gegenseitigen bereichernden kulturellen Austausch.

4. Schlussbetrachtungen

Die vorliegende Analyse zeigt, dass das Konzept der Interkulturalität seinen literarischen Niederschlag in Stefanie Zweigs Roman *Nirgendwo in Afrika* findet. Als deutsche Flüchtlinge jüdischer Abstammung begegnen die Redlichs in Kenia der Kultur der Einheimischen und jener der englischen Kolonialmacht. Im Laufe ihres Aufenthalts übernehmen die Redlichs die kulturellen Elemente der Einheimischen und der Briten und vermitteln ihnen im Gegenzug die deutsche Kultur. Somit inszeniert die Autorin das Vermischungsphänomen der Kulturen, das die globalisierte Welt prägt. Betrachtet man die Biografie der Autorin, kann diese Schreibweise als ihr literarischer Widerstand gegen die nationalsozialistische Politik der ›reinen arischen Rasse‹ interpretiert werden. Indem Zweig die Mischung der Kulturen durch Regina und Walter in Szene setzt, will sie meines Erachtens die ›Reinheit‹ der Kulturen in Frage stellen. Indem die Nationalsozialisten für die ›Reinheit‹ der ›arischen Rasse‹ kämpften, strebten sie dabei auch nach einer ›reinen‹ deutschen Kultur bzw. Identität. Durch die hybride kulturelle Identität von Regina und Walter kämpft Zweig ästhetisch gegen die Politik der ›reinen‹ Kultur an und plädiert somit für eine Öffnung gegenüber dem vermeintlich Fremden sowie für eine Vermischung zwischen dem Eigenen und dem Fremden. Der Hass, den die Figuren Regina und Inge gegen die ›Nazis‹ hegen, verstärkt diese Denkweise. Der Erzähler vermittelt eine Diskussion zwischen beiden Freundinnen folgendermaßen: »[...] [W]enn er [mein Onkel; B.D.] ein Gewehr hätte, würde er alle Deutschen totschießen. Er haßt die Deutschen. [...]‹ ›Nazis‹, verbesserte Regina, ›ich darf zu Hause [...] [n]ur die Nazis [hassen; B.D.] [...]«.« (Zweig 2000: 98)

Literaturverzeichnis

- Augart, Julia (2014): Kenia in der deutschen Literatur. Ein Überblick über die verschiedenen Werke und ihre Relevanz hinsichtlich einer interkulturellen Germanistik. In: Shaban Mayanja/Eva Hamann (Hg.): *Schwerpunkte der DaF-Studiengänge und Germanistik im östlichen Afrika*. Göttingen, S. 149-170.
- Barmeyer, Christopf (2012): *Taschenbuchlexikon Interkulturalität*. Göttingen.

- Blioumi, Aglaia (2002): Interkulturalität und Literatur. Interkulturelle Elemente in Sten Nadolnys Roman ›Selim oder die Rede der Gabe‹. In: Dies. (Hg.): Migration und Interkulturalität in neueren literarischen Texten. München, S. 28-40.
- Bourcet-Salenson, Lucile (2008): Stefanie Zweig et l'exil juif au Kenya sous le Troisième Reich. Paris.
- Djournack, Patrice (2004): »Ich habe aus meiner alten Heimatsprache übersetzt. Suaheli.« Interkulturalität und Übersetzung bei Stefanie Zweig. In: Weltengarten. Deutsch-Afrikanisches Jahrbuch für Interkulturelles Denken 13, S. 45-64.
- Földes, Csaba (2009): Black Box ›Interkulturalität‹. Die unbekannte Bekannte (nicht nur) für Deutsch als Fremd-/Zweitsprache. Rückblick, Kontexte und Ausblick. In: Wirkendes Wort 59, H. 3, S. 503-525.
- Hofmann, Michael/Patrut, Iulia-Karin (2015): Einführung in die interkulturelle Literatur. Darmstadt.
- Lützel, Paul Michael (2005): Postmoderne und postkoloniale deutschsprachige Literatur. Diskurs – Analyse – Kritik. Bielefeld.
- Zweig, Stefanie (²⁸2000): *Nirgendwo in Afrika*. München.

